

Predigt über Matthäus 20,1-16

Septuagesimae, 8. Februar 2009, St. Matthäus

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Die Gleichnisse Jesu, liebe Gemeinde, entwerfen eine faszinierende Welt. Eine Welt, in der die Liebe Gottes die Menschen ergreift und sie gar nicht anders können, als diese Liebe an andere weiterzugeben; eine Welt, in der ein Samariter einem unter die Räuber gefallenen Juden nicht nur aus seiner Notlage hilft, sondern sogar für die Kosten seiner Unterbringung und Genesung aufkommt; eine Welt, in der ein Vater seinen Sohn, der ihn bitter enttäuscht hat, nicht nur ohne jede Vorbedingung wieder aufnimmt, sondern sogar ein opulentes Fest für ihn ausrichtet; eine Welt, in der ein Hirte seine gesamte Herde sich selbst überlässt, um das eine verlorene Schaf zu suchen, das er unter keinen Umständen verloren geben will.

Die Gleichnisse Jesu sind darum so fesselnd, weil sie die Welt der unbedingten Liebe und des Einsatzes, der nicht nach Kosten oder Nutzen fragt – weil sie diese Welt nicht mit Argumenten oder Ermahnungen vor Augen führen, sondern mit prägnanten Erzählungen, die ausmalen, wie es sein könnte, wenn wir unsere Welt mit den liebevollen Augen Gottes sehen würden. Sie zeigen uns, wie es sein würde, wenn wir die Art und Weise, wie wir für gewöhnlich miteinander umgehen, nicht einfach für gegeben hinnehmen würden, nach dem Motto: So ist die Welt eben, man muss sich anpassen, wenn man überleben und es zu etwas bringen will. Die Gleichnisse Jesu sagen vielmehr: Die Welt kann auch ganz anders sein; stellt euch vor, die Maßstäbe wären nicht die von

widerfahrenem Unrecht und darauf folgender Vergeltung; von enttäuschter Liebe und darauf folgender Abwendung von dem Geliebten; nicht die von Mittelmaß und gebremstem Einsatz, der nichts kostet und bei dem man mit Netz und doppeltem Boden spielt. Stellt euch vor, sagt Jesus, wie es wäre, wenn ihr diese Maßstäbe in Frage stellt und es wagt, euch der Schutzlosigkeit dessen auszuliefern, der grenzenlos und ohne Vorbehalte liebt; der nicht vorrechnen kann, dass es sich am Ende auszahlt, weil es kein Kalkül ist, was ihn treibt, sondern einfach nur Barmherzigkeit mit denen, die ihrer bedürfen.

Die Gleichnisse Jesu verstricken die Hörer oder Leser so in eine neue Welt, in die Welt Gottes. Sie erzählen von Menschen, die es gewagt haben, anders zu sein und die dadurch ihre Umgebung verblüfft und verändert haben. Sie zeigen, wie es anders – schöner, liebevoller, zärtlicher – zugehen könnte unter uns.

Diese kleinen Erzählungen nehmen uns mit hinein in eine spannende Episode, die plötzlich eine überraschende Wendung nimmt und uns mit einer unerwarteten Einsicht konfrontiert. Es sind Geschichten mitten aus der Lebenswelt Jesu und seiner Hörer; sie schildern Situationen, die sich jeder sofort vorstellen konnte. Man wusste, dass Samariter und Juden verfeindet waren und es deshalb überaus ungewöhnlich war, dass ausgerechnet ein Samariter dem überfallenen Juden hilft. Man kannte die Situation zur Zeit der Weinlese, mancher hatte sicher selbst schon in einem Weinberg gearbeitet und wusste, welcher Tageslohn zu erwarten war.

Auch das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg gehört zu diesen faszinierenden Geschichten, in denen Jesus die Welt mit den Augen der Liebe Gottes betrachtet; Schauen wir uns die Situation, die hier geschildert wird, genauer an.

Zur Zeit der Weinlese besteht erhöhter Bedarf an Arbeitskräften. Das ist in allen Weinanbaugebieten so, und das war auch im antiken Galiläa nicht anders. Darum verdingten sich im Spätsommer viele Männer in den Weinbergen – Saisonarbeiter sozusagen, die für kurze Zeit, oft nur tageweise, angestellt wurden. Eine solche Situation wird auch im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg geschildert. Viele Arbeiter stehen auf dem Markt, um von den Besitzern der Weinberge angeheuert zu werden. Der Weinbergbesitzer im Gleichnis kann darum immer wiederkommen, um noch mehr von ihnen einzustellen. Eine ganz normale Situation zur Zeit der Weinlese also, irgendwo in Galiläa.

Auffällig sind nun allerdings die Lohnvereinbarungen, die das Gleichnis schildert. Beim ersten Mal heißt es: Der Weinbergbesitzer einigte sich mit den Arbeitern auf einen Denar Tageslohn. Das ist ein anständiger Tagesverdienst, zumal für ungelernte Arbeit wie es die Weinlese ist. Es geht in dem Gleichnis also nicht etwa um arme Tagelöhner, deren ohnehin schlechte Lebenslage durch den Weinbergbesitzer skrupellos ausgenutzt würde. Er bietet den Arbeitern vielmehr einen angemessenen Tageslohn, erweist sich also als fairer Arbeitgeber.

Auffällig ist nun allerdings, dass der Weinbergbesitzer immer wieder auf dem Marktplatz auftaucht, um weitere Arbeiter einzustellen: zur dritten, zur sechsten, zur neunten und sogar, das ist besonders merkwürdig, zur elften Stunde – das wäre, da der Arbeitstag um 6 Uhr morgens begann und um 6 Uhr abends wieder endete, also um 9, 12, 15 und 17 Uhr. Merkwürdig ist das zum einen deshalb, weil man kaum annehmen wird, dass der Besitzer so schlecht abschätzen konnte, wie viel Arbeit zu erledigen war; und zum anderen ist es überaus unwahrscheinlich, dass er sogar für die letzte Arbeitsstunde noch einmal eigens Arbeiter einstellt. Er scheint diese Letzten ja auch gar nicht mehr zu benötigen, denn er stellt sie offenbar nur deshalb an, weil sie keine andere Arbeit

gefunden haben. Es ist also eine Geste der Großzügigkeit, die zur Einstellung dieser letzten Arbeiter führt. Für die Dramatik des Gleichnisses bedeutet es, dass es nun mehrere Gruppen von Arbeitern gibt, die sich durch die Länge ihrer Arbeitszeit unterscheiden. Und vor allem: Es gibt Erste und Letzte – solche, die den ganzen Tag und solche, die nur eine einzige Stunde gearbeitet haben, am Abend, als die große Hitze des Tages schon vorüber war. Das wird später noch wichtig werden.

Es fällt aber noch ein Weiteres auf. Mit den später Eingestellten vereinbart der Weinbergbesitzer *keinen* konkreten Lohn wie mit den Ersten. Zur zweiten Gruppe sagt er vielmehr nur noch: Ich werde euch geben, was recht ist, man könnte auch sagen: was *gerecht* ist. Man nimmt natürlich an, dass sich dieses „Gerechte“ aus der Arbeitszeit ergibt und sie also für drei Stunden weniger Arbeitszeit bezahlt werden. In der gleichen Weise handelt der Besitzer auch bei den späteren Gruppen. Auch sie sollen also erhalten, was recht oder: *gerecht* ist.

So weit, so gut. Die eigentliche Dramatik des Gleichnisses entwickelt sich im zweiten Teil. Die Auszahlung des Lohnes beginnt eigenartigerweise ausdrücklich bei den Letzten und endet bei den Ersten. Von den vielen zuvor genannten sind dabei nur noch zwei Gruppen von Interesse: die aus der elften und die aus der ersten Stunde. Die zuletzt Gekommenen werden jetzt nämlich zu den Ersten und die Ersten zu den Letzten. Genau so heißt dann auch der Kommentar zum Gleichnis: So werden die Letzten zu Ersten und die Ersten zu Letzten. Völlig überraschend ist außerdem, dass die *Letzten* soviel bekommen, wie der Besitzer mit den *Ersten* vereinbart hatte. Dass diese daraufhin erwarten, ihr Lohn werde entsprechend höher ausfallen und entrüstet sind, als dies nicht geschieht, ist nur zu verständlich.

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg entpuppt sich so als eine Geschichte mit einem ganz eigenen Verständnis davon, was „gerechter Lohn“ ist. Es ist eine Geschichte wider jede ökonomische Vernunft, denn es wäre der Ruin jedes Unternehmens, würde es den Zusammenhang von Leistung und Lohn völlig aufgeben. Und wäre es nicht auch viel vernünftiger gewesen, der Herr des Weinbergs hätte gleich am Morgen viele Arbeiter eingestellt und sie nach getaner Arbeit alle gemeinsam und mit gleichem Lohn nach Hause geschickt? Nein, das Gleichnis ist keine Anleitung zu betriebswirtschaftlichem Handeln. Wer Arbeiter einstellt, obwohl sie ihm kaum etwas nützen können und sie dann noch völlig unangemessen bezahlt, der handelt nicht mit ökonomischer Vernunft. Ein solcher Unternehmer würde über kurz oder lang pleite gehen und könnte dann niemanden mehr einstellen.

Aber eine betriebswirtschaftliche Anleitung zur Durchführung der Weinlese will das Gleichnis auch gar nicht sein. Es will vielmehr sagen: Die Maßstäbe des Reiches Gottes sind nicht betriebswirtschaftliche Effizienz und marktwirtschaftliches Handeln. Im Reich Gottes geht es wider alle ökonomische Vernunft zu. Zu spät Gekommene werden nicht vom Leben bestraft, sondern von Gott belohnt. Ihr Platz ist nicht schlechter als derjenige von solchen, die schon lange da sind. Gerechtigkeit und Lohn werden anders bemessen im Reich Gottes als es unseren menschlichen Vorstellungen entspricht. Nicht die Verhältnismäßigkeit – gleicher Lohn für gleiche Arbeit – gibt den Takt vor; nein im Reich Gottes regieren die Unverhältnismäßigkeit der Entlohnung, die Güte wider alle ökonomischen Prinzipien, die nur in seiner Menschenliebe gründende Barmherzigkeit des Herrn des Weinbergs, der den Geringsten viel mehr gibt, als sie erwarten können und sie denen gleichstellt, die mehr geleistet haben.

Erste und Letzte gibt es dann plötzlich nicht mehr. Wer Pech gehabt hat im Leben, wer lange keine Arbeit gefunden hat, wer traurig nach Hause gehen muss, weil er wieder eine Absage bekommen hat oder vorzeitig entlassen wurde, ist dem Weinbergbesitzer genau so viel wert wie der, der, der auf der Sonnenseite lebt, schon immer Arbeit hatte und dafür auch noch gut bezahlt wird.

Dieses Gleichnis ist erstaunlich, ja es ist sogar ärgerlich, denn Güte, so scheint es, entpuppt sich hier als Willkür. Die zuerst eingestellten Arbeiter beschwerten sich, und man kann es ihnen nicht einmal verdenken. *Sie* profitieren von der völlig unbegründeten und erwarteten Großzügigkeit des Weinbergbesitzers ja nicht. Sie erhalten nicht mehr als das Vereinbarte und müssen sich damit zufrieden geben.

Gott wendet sein Erbarmen, seine Großzügigkeit und Barmherzigkeit, in freier Weise denen zu, die ihrer bedürfen. Darin liegt die Pointe des Gleichnisses. Der Herr des Weinbergs fragt nicht danach, was ihm die Arbeiter der elften Stunde nützen. Er stellt sie nur darum ein, weil sie sonst unverrichteterdinge und ohne Lohn am Abend hätten nach Hause gehen müssen. „Ich will auch diesen Letzten das Gleiche geben wie dir“, sagt er zu einem der Ersten, der sich über die Ungleichbehandlung beschwert. „Meine Großzügigkeit gegenüber diesen Letzten ist keine Ungerechtigkeit dir gegenüber.“ Gott bindet seine Gerechtigkeit nicht an unsere Maßstäbe von Gleichbehandlung; gerecht zu sein – das kann bei Gott gerade heißen, den Niedrigen zu erhöhen und dem zu geben, der bedürftig ist.

Ist das Gleichnis also eine schöne Erzählung darüber, wie es sein könnte, aber leider nicht ist? Eine Schilderung von Verhältnissen, nach denen die Welt nun einmal nicht funktioniert und die man deshalb als Sozialutopie getrost ins Reich der Phantasie verschieben kann? Läse man das Gleichnis so, hätte man es zweifellos missverstanden. Gleichnisse sind

keine Märchen, keine Wolkenkuckucksheime fernab der Realität. Die Gleichnisse Jesu zeigen vielmehr, was wir brauchen für eine Gesellschaft mit menschlichem Antlitz. Eine Gesellschaft, in der nicht das Recht des Stärkeren zählt, sondern die Zuwendung zu den Benachteiligten und Schwachen ihren Platz hat; eine Gesellschaft, die sich nicht den Wegen und Irrwegen des Aktienmarktes ausliefert, sondern in der die Bedürftigen dieselbe Achtung genießen wie die Großaktionäre; eine Gesellschaft, die Engagement und Leistung nicht gering achtet, die aber weiß, dass Tatkraft und Leistungsfähigkeit nicht allen in gleicher Weise zur Verfügung stehen; eine Gesellschaft, der bewusst ist, dass nicht die Leistungsfähigkeit darüber entscheiden darf, dass allen Menschen in gleicher Weise Respekt und Würde zustehen. „Gerechtigkeit erhöht ein Volk“ – diese Gerechtigkeit, von der im Buch der Sprüche die Rede ist, die biblische Gerechtigkeit, zeichnet sich gerade dadurch aus, dass Schwache nicht bedrückt werden und Armen und Schutzlosen zu ihrem Recht verholfen wird.

Und so taucht das Gleichnis unsere Welt in das Licht *des* Gottes, der unser Engagement, unseren Einsatz und unsere Kreativität will, der uns aber zugleich davor warnt, die Begabungen der Gesunden und Starken zum Maßstab dafür zu machen, was uns Menschen wert sind. Das Gleichnis stellt nicht die Arbeit der Ersten und deren Wert in Frage. Diese Arbeit wird vielmehr gewürdigt und angemessen entlohnt. Das Gleichnis lenkt den Blick aber zugleich darauf, dass auch die, die nur wenig zuwege bringen, dem Herrn des Weinbergs darum nicht weniger wert sind. Gott ist gütig auch zu denen, die nicht so viel vermögen wie ihr, ruft das Gleichnis uns zu –und diese Güte hat Folgen. Aus der Güte Gottes folgt, dass das Prinzip von Leistung und Lohn zwar nicht außer Kraft gesetzt wird, aber es wird in einen größeren Horizont gestellt, den Horizont der Liebe und des Erbarmens. Wir sind alle angewiesen darauf,

dass Gott uns nicht nach dem beurteilt, was wir können und leisten. Diejenigen, denen Gesundheit, Mut und Tatkraft geschenkt wurde, dürfen dankbar dafür sein. Diese Ersten haben zugleich eine große Verantwortung. Ihnen ist aufgetragen, sich an der Güte des Weinbergbesitzers auszurichten, der die Letzten genauso liebt wie die Ersten. Die Gerechtigkeit Gottes ist eine Gerechtigkeit, die sich gerade ausdrückt in seinem Erbarmen und seiner grundlosen Güte, die er denen zuwendet, die es nicht gut haben.

Eine jüdische Geschichte erzählt: Einst zeigte Gott Rabbi Jose ben Halafta die Schätze, mit denen die Gerechten einst belohnt werden. Der Rabbi sah zwei große Schatzkisten. Aus der einen, sagte Gott, werden alle diejenigen belohnt, die sich abgemüht haben in ihrem Leben, die sich eingesetzt haben für Israel und für mein Gesetz. Wofür aber ist die andere Kiste? wunderte sich Rabbi Jose. Das ist die Kiste für die Geringen und Besitzlosen, antwortete Gott. Sie bekommen ihren Lohn umsonst, denn das Wenige, was sie vermochten, ist mir so lieb wie das Viele, das die anderen vollbracht haben.

Wir sind alle angewiesen auf *diese* Gerechtigkeit eines liebenden Gottes, der seine Barmherzigkeit walten lässt trotz unserer Verfehlungen, der Nachsicht übt mit unseren Schwächen und der uns unsere Schuld vergibt. Und so verweist uns das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg auf die Gerechtigkeit Gottes, die hineinleuchten soll in unsere Welt. Es zeigt eine menschliche Welt, eine Welt im Licht des Reiches Gottes, das schon hier auf der Erde sichtbar wird, wenn wir nicht uns selbst und *die* Gerechtigkeit in den Mittelpunkt rücken, von der wir meinen, dass sie uns zusteht, sondern wenn wir auf die Gerechtigkeit Gottes schauen, die er denen zuteil werden lässt, die ihrer ganz besonders bedürfen. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.